

Zeitschrift: Zoom-Filmberater
Herausgeber: Vereinigung evangelisch-reformierter Kirchen der deutschsprachigen Schweiz für kirchliche Film-, Radio- und Fernseharbeit ; Schweizerischer katholischer Volksverein
Band: 29 (1977)
Heft: 18

Rubrik: TV/Radio-kritisch

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Einsatzmöglichkeiten

Die Heilungsmethoden in der traditionellen Stammesgesellschaft sind, nur oberflächlich gesehen, exotisch. Unter der Oberfläche vermag der Zuschauer sehr menschliche Gegebenheiten zu entdecken, die mit einem gewöhnlichen menschlichen Erfahrungshintergrund ohne Schwierigkeiten verständlich und nachvollziehbar sind. Der Film kann daher schon ab Sekundarschulstufe eingesetzt werden. Er eignet sich aber auch für ausserschulische Jugendarbeit, Erwachsenenbildung, Lehrgänge für Entwicklungshelfer, Soziologie, Psychologie und Psychiatrie.

Herbert Risz

TV/RADIO-KRITISCH

Ein Modell entfremdeter Arbeit

Zu Kurt Gloors «Em Lehme si Letscht» im Fernsehen DRS (14. September)

Kurt Gloors erste Inszenierung fürs Fernsehen (vgl. Hans M. Eichenlaubs Beitrag in ZOOM-FB 17/77, S. 26) ist eine auf Anhieb überzeugende Leistung geworden. Es ist ihm, dem Filmschaffenden, gelungen, die ganz anderen Arbeitsbedingungen beim Fernsehen – komplizierte elektronische Aufnahmetechnik mit drei Kameras, Aufnahmeleitung vom Regieraum aus, Studioatmosphäre usw. – in den Griff zu bekommen und seinen persönlichen Vorstellungen dienstbar zu machen. Dadurch hat Thomas Hostettlers ursprünglich als Theaterstück konzipiertes Spiel eine sehr fernsehge-rechte Adaptation bekommen, die sich jedoch vom Durchschnitt der meist geleck-perfekten und daher steril wirkenden Fernsehspiel-Studioproduktionen vorteilhaft unterscheidet. Die Statik der doch eher schwerfälligen Studioapparatur wurde durch eine ungewöhnliche Bildbeweglichkeit, durch einen stark von Gloors Filmschaffen her geprägten Bildschnitt überwunden. Dazu kommt, dass es Gloor und seinen Mit-arbeitern gelungen ist, im Studio eine ausserordentlich authentisch wirkende Zei-tungs- und Drucksachen-Versackungsstelle eines grossen Postamtes (unverkenn-bares Vorbild: Zürichs Sihlpost) aufzubauen. Zusammen mit einem nachträglichen Farbentzug, durch den die Wirkung eines fahlen, für solche Arbeitsorte typischen Neonlichts erzielt wurde, ist so eine frappierende Milieuechtheit zustande gekom-men.

«Em Lehme si Letscht» lief in der klassischen Einheit von Ort, Zeit und Handlung ab. Das inhaltliche Geschehen dauerte wie das Stück eine knappe Stunde und spielte sich ausschliesslich im gleichen Raum, der Versackungsstelle, ab. Die vier Männer, die sich in diesem Raum nach den Erfordernissen ihrer Tätigkeit bewegten, wirkten wie Tiere in einem Käfig. Sie waren Eingeschlossene, Gefangene einer ewig gleich-bleibenden, eintönigen Arbeit. Zuerst wurden sie von fast unbewegten Kameras aus Distanz gezeigt, dann rückten ihnen die ständig beweglicher werdenden Kameras immer näher auf den Leib, drangen gleichsam in die Personen ein und zeichneten sie immer mehr aus der Sicht der Aushilfe, des jungen Kurt (Peter Höner). So enthüllte sich in immer stärkerer Verdichtung das Drama von Menschen, die zu Opfern der Anpassung und Entfremdung wurden.

Die Arbeit auf der PTT-Versackungsstelle ist gedacht als ein extremes *Modell* für eine entfremdete Arbeit. Erwachsene Männer verrichten die immer gleichen, eintönigen Bewegungen, die nur den kleinsten Teil ihrer physischen und intellektuellen Fähig-



keiten beanspruchen. Im Grunde ist es eine Fließbandarbeit, die wohl ebenso gut von einer Maschine bewältigt werden könnte. Extrem ist das Modell deshalb, weil die Pöstler Teil eines Dienstleistungsbetriebes sind. Die Post geht nur durch ihre Hände, sie schaffen kein neues Produkt, weder mit ihrem Kopf noch mit ihren Händen. Sie eignen sich deshalb nicht einmal als Objekte einer marxistischen Ausbeutungstheorie, da sie ja keinen Mehrwert schaffen. Es besteht eine ungeheure Diskrepanz zwischen dieser täglichen Arbeit und dem, was die Leute wirklich leben und erleben möchten. Die Menschen müssen sich als reibungslos funktionierende Räder eines Betriebes anpassen. Sie leben fast beziehungslos nebeneinander her, jeder in seinem kleinen, genau abgesteckten Bereich, ohne je miteinander wirklich in Beziehung zu treten, zu kommunizieren. Keiner kennt den andern wirklich. Aus den Frustrationen und Enttäuschungen der Arbeit heraus entwickelt sich ein Klima der latenten Aggressivität, genährt von Misstrauen und Vorurteilen. Wer hier als Aussenseiter nur ein wenig aus der Reihe tanzt, wirkt wie Sand im Getriebe, störend und provozierend. Er muss zur Anpassung gezwungen oder ausgestossen werden.

In Hostettlers und Gloors Fernsehspiel «Em Lehme si Letscht» wurde ein solcher zwar fiktiver, aber im real wirkenden Detail und Milieu und in wirklichkeitsnah gesehenen Beziehungen wurzelnder Konflikt dargestellt. Karl (Michael Gemphart) und Willi (Matthias Gnädinger) müssen mit der Anpassung fertig werden, die der Arbeitsplatz von ihnen verlangt. Lehmann (Ettore Cella) bricht am Tage seiner Pensionierung aus eben dieser Anpassung aus, zu der er ein halbes Leben lang gezwungen worden ist. Sie und einige Jahre Zuchthaus für eine in Notlage begangene Tat haben ihn verbittert und verschlossen gemacht. Jetzt will er endlich sein eigenes Leben leben, auf eine Weltreise gehen und mit Postkartengrüßen seine kleine Rache an den Kollegen nehmen. Karl und Willi sind zwei Zukurzgekommene, die schon als Kinder nicht ihren Anlagen und Interessen gemäss gefördert worden sind. Beide haben sich ein Ersatzleben geschaffen: Karl sucht Identifikation und Selbstbestätigung in den Waffenläufen und hofft ein Leben lang darauf, einmal erster zu werden. «Wenn es dir schwarz wird vor den Augen, dann kommt dein Charakter hervor», daran glaubt er fest in fast masochistischer Verblendung. Der phantasievollere Willi –

«Die Phantasie war gut, schlechte Noten bekam ich der Schreibfehler wegen. Da ist es mir verleidet und ich habe die Geschichten nur noch gedacht» – flieht in seine Träume von einem schönen, genussvollen Leben in der fernen Südsee. Lehmann hat bei ihnen als verklemmter Aussenseiter keine Chance. Die entmündigende Tätigkeit, die ihnen keine volle Erfüllung und Befriedigung bieten kann, ist ein Nährboden für die stille, untergründige, alltägliche und ständig präsente Gewalt und Aggressivität. Das nur knapp einstündige Fernsehspiel erlaubte keine ausführliche und umfassende Charakterisierung und Motivierung der Personen. Dennoch ist es erstaunlich, wieviel dennoch zum Verständnis ihrer Psychologie und ihres Verhaltens beigebracht werden konnte, gelegentlich vielleicht unter zu starker dramatischer Zuspitzung und Überforderung des Dialogs und der Szenen. Aber gerade der Dialektdialog gehörte, zusammen mit den ausserordentlich präzisen und präsenten Darstellern, zu den stärksten Elementen des Stücks: Genau, direkt und richtig in Diktion und Färbung, hat er wesentlich dazu beigetragen, die Lebens- und Arbeitsatmosphäre dieser Menschen knapp, aber trotzdem eindringlich und spannend – wie eine Spirale drehte sich das Geschehen auf die Klimax zu – darzustellen. «Em Lehme si Letscht» wirft ein grelles Schlaglicht auf eines der grössten Probleme des modernen Lebens. Da es darauf keine einfachen Antworten und Lösungen gibt, hüteten sich die Autoren, solche vorzugeben.

Franz Ulrich

Charlottes Masse in der Serienproduktions-Masse

ZDF-Serie «Drei sind einer zuviel»

Angeblich ist die Unterhaltungswelt des Fernsehprogramms, je früher der Abend, desto heiler: Da ist der Held des Wilden Westens noch nicht so rauflustig, der Verbrecher noch nicht so kriminell, die Liebe noch nicht so leidenschaftlich, der Horror noch nicht so schaurig; nur die Romanze darf immer schnulzig sein. Erst, wenn überhaupt, lange nachdem das Sandmännchen gewirkt hat, darf die Welt einmal etwas handfester aus den Fugen geraten, in die sie meist schnellstens wieder eingerenkt wird. Der Ärger, der über die wohlgeordnete Welt hereinbricht, ist am Schluss beseitigt. Ausgangspunkt gleich Schlusspunkt. Die Fernsehserien «sind Abziehbilder nicht existierender Vorlagen» (Vgl. Manfred Delling: Bonanza & Co., Rowohlt-Taschenbuch Nr. 6969, Juli 1976, S. 46–77). Weder dass der Vater der Bonanza-Serie keine Beziehungen zu Frauen hat, dass verwitwete Elternteile ein besonders sentimentales Verhältnis zu ihren Kindern haben, dass Sorgen nicht im Suff ertränkt werden, dass Frauen nur treu sind und Väter liebenswert, noch dass wir mit den Helden zumeist nichts gemein haben, ist abnormal in dieser normalen Unterhaltungswelt, wo das Ungeheure nur mit guten Eigenschaften kaschiert ist. Würden die Kräfte, die dafür eingesetzt werden, so zu tun, als ob das alles uns etwas angeht, endlich dazu benutzt, uns als vollwertig zu behandeln, müsste die Unterhaltung auch nicht mit dem letzten Bild auf dem Schirm vorbei sein, dann müsste sie erst recht einsetzen. Derzeit werden aber zumeist Serien im Sinne von Schnullerflaschen für Säuglinge produziert.

Seit dem 4. August 1977 hält das Zweite Deutsche Fernsehen Donnerstag für Donnerstag eine neue solche Schnullerflasche für uns warm: «Drei sind einer zuviel» heisst die Serie. Barbara Noack hat den Text verfasst. Dreizehn Folgen sind geplant. Die neue Serie folgt in vielem den üblichen Grundmustern der Familienserien, obwohl im Zentrum keine Familie steht; das Private überwiegt gegenüber der Öffentlichkeit eines Dorfes im Bayerischen Wald, die zwar zur Belebung des Privaten gekonnt einbezogen wird.

Auch diese Serie kennt den «Helden», der, wie es scheint, unentbehrlich gemacht werden soll. Charlotte, im Film zumeist Karlchen genannt, kommt aus Westerwald. Sie soll in München und Umgebung für ihren Onkel, der eine keramische Werkstatt

betreibt, Töpfe an den Mann bringen. Doch kaum einen Tag unterwegs, hat sie schon – über das Sprungbrett der Hilfsbereitschaft – zwei Freunde angeheuert: einen Neu-
lehrer und einen stellungslosen Architekten, die nun selbstverständlich wichtiger
sind als jeder Topf. Und ohne Karlchens Bemutterung verliert das Leben schon bald
seinen Glanz. So wird Karlchen unentbehrlich gemacht nicht nur für den Zuschauer.

Ein kuriose Dreiecksverhältnis und dreizehn Folgen, während denen Charlotte Zeit
hat, sich für einen der beiden jungen Männer zu entscheiden, das ist das Uhrwerk der
Serie, in der es die jungen Menschen so schön haben und die Probleme wie üblich
keine echten Probleme sein dürfen. Dass Charlotte nicht einmal das Benzin für ihr
Auto verdient, ist belanglos. Dass der Architekt keine Stelle hat, tut seinem freien
Leben keinen Abbruch; er hat einen Bauernhof zum Wohnen gekauft und hat ein
Auto, er demonstriert «Selbst-ist-der-Mann» und Unabhängigkeit. Dass der Lehrer
als Neuling Probleme hat, ist klar, aber nicht so wichtig.

Die Serie wurde als unterhaltend, aber zeitkritisch angekündigt. Ich sehe bis jetzt
beim besten Willen nichts Zeitkritisches: Es ist doch nicht normal, dass jemand mun-
ter drauflos bohemisieren kann, wenn er keine Arbeit hat, und selbst dann kann er es
nicht. Hier wird einmal mehr die Pseudo-Welt der Wunschträume ausgenutzt. Eine
bayerische Dorfgesellschaft kann für einen Lehrer sehr wohl eine harte Nuss zum
Knacken sein, sie kann ihn auch kaputt machen. Provinz und Ländlichkeit brauchen
nicht nur heimatliche Gefühle zu erwecken. Zeitkritik ohne soziales Umfeld, ohne
eine durchscheinende Herkunft auch der dramatischen Person, ohne problematische
Umwelt ist einfach nicht möglich, besonders dann nicht, wenn die handelnden Per-
sonen nie die Möglichkeit haben, für oder gegen etwas zu sein, weil für sie weder
eine Regierung, noch eine Religion, noch ein weltanschaulich und sozial engagiertes
Bewusstsein existieren.

Unterhaltung lebt von guten Einfällen. Genügt aber dazu, dass Charlotte, weil sie
ängstlich ist, eine Pfefferdose und ein Küchenmesser mit sich herumschleppt, um
gegen einen etwaigen Überfall gewappnet zu sein, dass sie mit einem Puppen-Mann
in der Gegend herumfährt, wo sie doch nie überfallen wird?



Auch von der Aufnahme- und Inszenierungstechnik her entspricht «Drei sind einer zuviel» den üblichen Gepflogenheiten: abfilmen in Natura, tummeln in realistischer Dekoration. Charlotte fügt sich nahtlos in die Serienproduktions-Masse ein.

Peter Kurath

Beinahe respektlose Charakterisierung

Zu «*Der Italiener und sein Staat*» (DRS II, 2. September)

Unter dem anspruchsvollen Titel «Der Italiener und sein Staat» verlasen Roswita Schilling (Text) und Heiner Hitz (Zitate) einen Vortrag der Autorin Anna Keel, die seit Jahrzehnten «in Tuchfühlung mit den Italienern und ihrem Staat» lebt. Ausgehend vom politischen und wirtschaftlichen Neubeginn um 1945, sucht die Verfasserin einen roten Faden durch das Gewirr staatlicher Institutionen, politischer Interessen und sozialer Missstände zu ziehen. Im Vordergrund stehen die Fragen: Auf welchen Voraussetzungen und wie baut sich der Staat auf? Was erwartet der Italiener vom Staat, und wie sieht er seine eigene Stellung darin? Liegt eine Lösung der verwickelten Probleme Italiens auf der Hand, oder sind sie ausweglos?

Leider wird diese interessante Thematik durch einen einfachen historischen Abriss, der das Gerüst für eine schier endlose, farbenfreudige Kette von Fakten vorwiegend negativen Charakters stellt, nur ungenügend oder gar nicht behandelt. Raummässig sind dabei die Lateranverträge (Abkommen zwischen Kirche und Staat von 1929), die anrühige Existenz des «sottogoverno» (sogenannt «ausgehaltene» Beamte) und eine Pensionierungsaffäre in der Verwaltung am meisten betroffen. Diese Schwerpunkte täuschen nicht darüber hinweg, dass die geschilderten Zustände und Vorkommnisse im einzelnen zwar durchaus zutreffen, im grossen Zusammenhang jedoch die aufgeworfenen Fragen eher verschleiern als erhellen. «Wir sind stärker als Rom!», soll da beispielsweise ein alter Mafiaboss aus Latina zwischen den Zähnen hervorgestossen haben, als er mit Handschellen, unter Polizeieskorte, inmitten einer Unmenge von Neugierigen am Römer Bahnhof den Zug nach Palermo bestieg. Prompt leitet dieser Ausspruch weiter zum nächsten Faktum, dem kläglichen Scheitern einer vom Parlament eingesetzten Anti-Mafia-Kommission, die ihre Arbeit «unter einem Regen von Vorschusslorbeeren» aufgenommen hatte. Sind damit die politischen, sozialen und wirtschaftlichen Bedingungen für die Existenz dieses jahrhundertalten Geheimbundes auch nur angeschnitten? Jeder hinreichend informierte Zeitungsleser ist über Fakten dieser Art ebenso gut im Bilde wie über die Tatsache, dass in Italien «kein Tag ohne Unruhen, Attentate, Raubüberfälle und Entführungen zu Erpressungszwecken vergeht». Dass «man» (die Kommunistische Partei) «...sich...populär macht, indem man, um es allen recht zu machen, sich die gegensätzlichsten Forderungen zu eigen macht...», dürfte ebenfalls bekannt sein. Sind damit aber die politischen, sozialen und wirtschaftlichen Hintergründe für den umstrittenen «Historischen Kompromiss», die Annäherung der KPI an die Democrazia Cristiana (DC), wirklich näher erklärt?

Diese Beispiele mögen genügen, um ernsthaft die Frage aufzuwerfen, ob politische Information – und um eine solche sollte es sich bei dieser «Untersuchung» ja wohl auch handeln – in dieser Form überhaupt verantwortet werden kann. In anbetracht der Kürze dieser Sendung (gute 45 Minuten) und auch angesichts der Fülle von Information, mit der hier der interessierte Hörer zu abendlicher Stunde förmlich überschüttet wurde, stünde einem zweifellos gutgemeinten und arbeitsaufwendigen Beitrag dieser Art eine etwas tiefschürfendere (dafür eingeschränkte) Thematik besser zu Gesichte. Gerade in bezug auf unsere südlichen Nachbarn haben wir – und damit meine ich: «wir Schweizer» – uns wohl genug Negatives geleistet, ohne noch Italien in beinahe schon respektlosen 45 Minuten «charakterisieren» zu müssen.

Jürg Prisi